

Wie dann mit den fertigen Sachen zu den Kaufleuten. Hierzu wird von Heimarbeitern berichtet, daß ihnen vom Kaufmann gar oft gesagt wird: „Was soll ich denn mit Ihrem Mist, ich habe genug davon, der ganze Boden ist voll, nehmen Sie ihn nur wieder mit.“ Der arme Heimarbeiter, der oftmals kein Geld zur Teilnahme bei sich hat, bietet nun seine Erzeugnisse dem Kaufmann selbst billiger an, um nicht ohne jeden Erlös zu Hause fahren zu müssen. Mit der Gebärde einer besonderen Gnade gestattet dann der Kaufmann dem Heimarbeiter, ihm seinen „Mist“ verkaufen zu dürfen. Von einem besonders in Grünhainichen im Erzgebirge vertrauten Gewährsmann wird dem Schreiber dieser Zeilen über dortige Kaufleute berichtet, daß diese von angebotenen Sorten oftmals nicht ein einziges Stück auf Vorrat, statt dessen sogar Bedarf danach haben, und den Heimarbeitern dennoch erklären, der Boden sei voll, sie sollen nur ihren Mist wieder zu Hause nehmen. Dieser raffinierte Geschäftsstreich komme zur Anwendung, weil der Kaufmann aus Erfahrung wisse, daß der Heimarbeiter gezwungen sei, seine Gegenstände unter allen Umständen zu verkaufen und seine Preise und somit seinen Arbeitslohn selbst herunterdrückt. Diese schamlose Ausbeutung ruft oftmals einen verzweiferten Eindruck bei den Heimarbeitern hervor, wissen sie doch, daß es in der nächsten Woche für die gesamte Familie heißt: „Mehr hungern, trotz aller Arbeit.“

Die Ernährung dieser Leute ist denn auch mitleid-erregend. Fleisch als Nahrungsmittel ist eine ganz besondere Seltenheit. Entsprechend dem erzielten Verdienst gibt es in einzelnen Familien alle Wochen einmal, in andern alle 14 Tage und wieder in andern Familien nur alle 4 Wochen einmal Fleisch. Von ca. 80 besuchten Familien berichtete nur eine, ein Regelmacher, daß die Woche öfters Fleisch auf den Tisch kommt. Die Hauptnahrung besteht in Kartoffeln und Reis. Eine der besuchten Familien erklärte, sie habe seit 14 Tagen nur „Göhen“ auf den Tisch bekommen. Diese „Nationalsuppe“ besteht aus rohen geriebenen Kartoffeln, die in gelochtem Wasser zu einem Brei gerührt und alsdann in einer Pfanne mit Reis geröstet werden. An Ausnahmestagen wird diese „Nationalsuppe“ mit eingemachten Heidelbeeren oder Preiselbeeren überzogen. Diese „Göhen“ bilden nicht nur den wiederkehrenden Mittagstisch, sondern auch das Abendessen. Dering gilt schon als besondere Abwechslung. So trafen wir eine neunköpfige Familie, deren Abendbrot aus trockenem Brot und einem Hering bestand, trotzdem wurde dieser Lederbissen zum Abendbrot als eine Ausnahme bezeichnet.

Die ungenügende Entlohnung und dadurch bedingte traurige Lebenshaltung der Heimarbeiter übt aber auch einen äußerst ungünstigen Einfluß auf die Entlohnung und Lebenshaltung der Fabrikarbeiter aller Verufe des Erzgebirges aus. Sind diese mit ihrer ebenfalls nur trübselig-dahinziehenden Bezahlung unzufrieden, so wird ihnen von ihren Fabrikanten der Verdienst und die Lebenslage der Heimarbeiter entgegengehalten mit der Bemerkung: „Was wollen Sie nur, wenn diese auskommen, dann müssen Sie ebenfalls auskommen. Wenn es Ihnen nicht paßt, dann arbeiten Sie doch zu Hause.“

Der aufstrebende Gedanke: Ist den Heimarbeitern noch zu helfen und wie ist dieses möglich, setzt eine Behandlung der Frage voraus: Wie lassen die Heimarbeiter ihr Arbeitsverhältnis auf und wie ist es? Es ist zunächst schwer festzustellen, ob die Heimarbeiter als selbständige Gewerbetreibende, als Fabrikarbeiter oder als Arbeiter der Kaufleute zu betrachten sind. Nach den heutigen Bestimmungen der Gewerbeordnung dürften sie mehr als selbständige Gewerbetreibende zu betrachten sein, denn als gewerbliche Gehilfen. Bei einigen Heimarbeitern finden sich auch handwerksmäßige Einrichtungen und Anschaffungen vor. So fanden wir Heimarbeiter, die Arbeiter oder Arbeiterinnen beschäftigen, allerdings teilweise unter Aufsicht der Bestimmungen der Gewerbeordnung. Bei einem Regeldreher arbeitete ein Polierer, und zwar auf Accord. Er war jedoch an keine bestimmte Arbeitszeit gebunden, mußte sämtliches Poliermaterial selbst stellen, war aber auch nicht verpflichtet, nur Arbeiten seines „Meisters“ zu verarbeiten. Er war völlig selbständig, also ebenfalls ein Heimarbeiter, Kompanion, Meister oder wie man es sonst nennen will. Ein anderer Heimarbeiter, Viehmacher, beschäftigt drei Mädchen, die eine wöchentliche Arbeitszeit einhalten und dafür die Kost und einen wöchentlichen Lohn von 2 Mk. bekommen. Der Wert der Kost wurde von der Frau „Meisterin“ mit 1.50 bis 2 Mk. wöchentlich eingeschätzt. Auch dieses Arbeitsverhältnis wurde nicht als ein gewerbliches aufgefaßt, sondern ähnlich dem Arbeitsverhältnis einer Wäscherin, die einer Familie hilft.

Die meisten Heimarbeiter, jedoch mit Ausschluß einer größeren Zahl Reisendreher, machen sich über die Art ihres Arbeitsverhältnisses keinerlei Gedanken, sie sehen lediglich in dem Kaufmann ihren Ausbeuter und Feind, fühlen sich ihm gegenüber völlig machtlos, ohne nur darüber nachzudenken, wie dieses traurige Verhältnis geändert werden könnte. Nur haben sie die Ausbeutungspraktiken der Kaufleute im höchsten Grade mißtrauisch gemacht, ganz besonders einem Fremden gegenüber, in dem sie einen Kaufmann vermuten.

Ist den Heimarbeitern überhaupt noch zu helfen? Diese Frage ist nicht mit einem bündigen Ja oder Nein zu beantworten. Es wäre den Produzenten der vorgearbeiteten Materialien und Arbeitsteilen sowohl, wie den die Gegenstände fertigstellenden Heimarbeitern noch zu helfen, falls sie die Kraft befähigen, den Kampf gegen die Kaufleute und Fabrikanten gemeinsam aufzunehmen. Eine handwerksmäßige Organisation der gesamten Heimarbeiter, die sich zur Aufgabe stellen würde, eventuell durch Einrichtung von Verkaufszentralen unter Kontrolle dieser Organisationsleitung, die Verkaufspreise zu erhöhen, dürfte kaum erfolgreich sein. Diese Organisation wäre naturgemäß ohne besondere finanzielle Mittel, und bei der Notlage der Heimarbeiter, die allwöchentlich verkaufen müssen, um leben zu können, vermöchten die Kaufleute und Fabrikanten dennoch den Heimarbeitern ihre Preise zu diktieren. Es verbliebe somit nur die Möglichkeit, daß die gemeinsame Aktion mit Hilfe einer finanziell leistungsfähigen Organisation, wie es die deutschen Gewerkschaften sind, geführt würde. Die Schaffung einer solchen Organisation ist jedoch gegenwärtig und dürfte auch auf lange Zeit hinaus ein Problem sein, dessen Verwirklichung in nahezu unerschöpflicher Ferne liegt.

Bei der weit verstreuten Wohnungsverhältnisse der circa 2000 bis 3000 Heimarbeiterfamilien und deren langer Arbeitszeit erscheint schon die Möglichkeit von Zusammenkünften ausgeschlossen. Hinzu kommt noch, daß durch die lange Arbeitszeit und ungenügende Ernährung das Auffassungsvermögen herabgekommen und ein solches Gefühl der Hilflosigkeit Platz gegriffen hat, daß diese Heimarbeiter jede gemeinsame Selbsthilfe unmöglich halten. Das einzige wirksame Mittel zur Befreiung der unwürdigen Ausbeutung ist ein langsames Aussterben der Alten und eine systematische Hineinbrängung des Nachwuchses in die Fabriken. Mit Hilfe der gewerkschaftlichen Organisation dürfte es diesem Nachwuchs innerhalb der Fabriken leichter möglich sein, dort bessere Zustände zu schaffen.

Dieses Mittel ist durchführbar, doch dürfte es auf einen erheblichen Widerstand, besonders der älteren Heimarbeiter selbst stoßen. Viele der Leute sind noch der Meinung, daß die Kinder unbedingt daselbe tun und derselben Not ausgesetzt sein müssen wie die Alten. Der Bedarf der Arbeitskraft der der Schule entwachsenden Kinder für den Erwerb ist allerdings auch eine der Hauptursachen, daß sie in den „Hüteln“ verbleiben und den Kaufleuten den auszubehutenden Nachwuchs bilden.

Kunstchronik.

Im Alten Theater gastierte gestern in Nabala und Liebe eine Berliner Dame. Es handelte sich, wie ausdrücklich mitgeteilt worden war, um einen ersten theatralischen Versuch. Das aber, was dazu berechtigt hätte, diesen ersten Versuch im Leipziger Stadttheater sich abspielen zu lassen, trat nicht ein. Wohl zeigte sich, daß die Dame verdienstvoll gelernt hat, darunter einige schreckliche Manieren, die sie schleunigst wieder verlernen muß, wenn sie möglich werden soll, nicht aber wurde der Nachweis erbracht, daß sie kräftiges darstellerisches Talent besitzt. Wozu also dieses Auftreten? Es wäre ja wünschenswert, wenn einige, noch in der Entwicklung stehende Talente herangezogen würden, damit das Ensemble mehr Farbe bekomme, damit die Besetzungsmöglichkeiten erweitert und einige Darsteller entlastet würden; unter Schauspielensemble könnte recht wohl eine Vergrößerung vertragen. Aber es hat doch keinen Sinn, etwa Fräulein Monard eine Anfängerin an die Seite zu stellen, die ihr keine einzige größere Rolle ausfindig machen könnte. Im übrigen bot die Aufführung, die einen guten Gesamteindruck macht, wenig Neues. Nur eine Rolle war neu besetzt. Herrn Jabel, der in der letzten Zeit stärker hervorgetreten ist, war die Rolle des Hofmarschalls anvertraut; auch er, wie mancher andere Darsteller der dankbaren Rolle, sollte das eine nie vergessen, daß Herr von Raab in seinem Gebaren zwar tonisch wirken soll, daß der Trottel aber nicht zum Präsidenten kommt, um sich als Clown zu produzieren.

Neues Theater. Donnerstag: Stein unter Steinen. Freitag: Die neugierigen Frauen (musikalische Feltung: Direktor Müllh). Sonnabend: Stein unter Steinen. Sonntag: Hoffmanns Erzählungen; Phantasten im Bremer Ratstheater. Montag: Der Heller. — Neues Theater. Donnerstag: Frühlingst. Freitag: Die Journalen. Sonnabend: Die Schönenkel, Operette in 3 Akten, Musik von Edm. Eysler (Krausföhrung). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Jung-Habentisch (zum letztenmal), abends 7 Uhr: Die Schönenkel. Montag: Unser Trodor. In Edmund Eyslers neuer Operette Die Schönenkel, deren Premiere am Sonnabend im Alten Theater angesetzt ist, wirken in Hauptrollen mit die Damen Braun (Viel), Kesting (Wilhelmine), Pule (Margareth), die Herren Sankil (Blasius), Sturmfeld (Konrad, Groß (Blümler).

Veranst. Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus. Donnerstag: Der Weg zur Hölle. Freitag: Der Weg zur Hölle. Sonnabend, nachmittags 1/4 Uhr: Sahn Eretot (zum letztenmal), abends: Der Weg zur Hölle (Wahlspiel Büllers). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Im Hofen (Vorstellung für den Wertverein S.-D. Leipzig-Weiß), abends: Mama Kollbitz. — Theater am Thomasing. Donnerstag, Freitag, Sonnabend: Mama Kollbitz (Wahlspiel Maria Parfany). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Die Weber (Vorstellung für den Leipziger Metallarbeiterverband), abends 1/2 Uhr: Der Weg zur Hölle.

Konzerte. Freitag, 9. Februar: Konzert Aino Natts (Arien aus Faust und Hamlet; Chansons von Massenet, Demberg und Faust, Lieder von Schumann und Richard Strauß). — Sonnabend, 10. Februar: Klavierabend Emil Saurcs im Kaufhaus (Italienisches Konzert von Bach, Sonate op. 109 von Beethoven, Locata von Schumann, Fantastie für Viol., Nocturne und Etüde von Chopin, Paraphrase der Oper Eugen Onegin von Tschaikowsky-Babst). — Sonntag, 11. Februar: Konzert des Ehepaars von Kraus im Kaufhaus (Lieder von Brahms, Schubert, Schumann, Wolf, Kammerduett von Fänbel). — Das Bühnische Streichquartett wird, wie im Vorjahr, ein Extrakonzert zu populären Preisen veranstalten, das am Sonntag, 4. März, nachmittags 4 1/2 Uhr, im großen Saale des Centraltheaters stattfindet. Bei dieser Gelegenheit soll u. a. das vor kurzem entbushaltlich ausgenommene Klarinetten-Quintett von Mozart mit Professor Oskar Schubert aus Berlin wiederholt werden. Karten zu 8, 2 und 1 Mk. sind bei C. A. Klemm und Franz Jost zu haben.

Der Herr Kaplan.

Die unerbittliche Majestät des Todes kommt einem eher zum Bewußtsein, wenn man einen Reichenzug im Gebirge vorbeiziehen sieht, als beim Anblick eines blumenbeladenen Reichenzugens, der, gefolgt von einigen Wiesensausen mit schwarzgekleideten, eng zusammengebrückten Ansassen, durch das staubige Getümmel einer Großstadt drängt. Vor einigen Jahren habe ich droben im Schwarzwald einmal einen solchen Reichenzug gesehen, der mir unergötzlich bleiben wird.

Eine junge Frau, Mutter von drei Kindern, war gestorben an der Geburt des vierten Kindes. Ich hatte sie gut gekannt, die „Christin“, und noch besser kannte ich ihren Mann, den Sekund. Sie wohnten drunten vor dem Dorf, wo der Bach wilde Sprünge durch das Felsgeröll der engen Talflucht macht.

Eines Tages ging ich vor ihrem kleinen Haus vorbei und war im raschen Vorbeigehen Augen- und Ohrenzeuge eines häuslichen Auftritts zwischen den beiden Ehegatten, die sonst allgemein als ein Muster von einem Ehepaar bekannt waren. Als ich das Tal wieder hinaufkam, sah der Sekund, den Kopf in eine Hand gestützt, vor dem Hause. Es war Sonnabend und er hatte „Fitzweb“. Die Christin puchte am Brunnen die Säbel mit weissem Sand. Sie hatte rote Augen vom Weinen und drehte sich um, als sie mich kommen sah.

„Na, Sekund, was hast du für ein Gesicht?“ fragte ich den nachdenklich vor dem Haus stehenden.

„Ach, Sie sind, Herr Doktor,“ erwiderte er ruhig aufschauend. Aber in seinem Gesicht bemerkte ich Spuren einer inneren Aufregung, wie ich sie nur einmal an ihm gesehen hatte, und zwar an einem Tag, wo er mir gegenüber seine Ansichten über den neuen Herrn Kaplan ausgesprochen hatte.

„Habt ihr's wieder mit 'm neuen Kaplan?“ fragte ich halb humoristisch und als ob ich ihn mit einer alten Schwäche necken wollte. Denn ich glaubte, der Sekund sei ein wenig eifersüchtig auf den neuen Kaplan, der seiner Christine vielleicht einige freundliche Worte gegeben hatte.

Diesmal kam ich aber schlecht an. Der Sekund wurde rot im Gesicht wie ein Apoplektiker vor dem Anfall, er sah mich mit wilden, starren Augen an.

Diese tragische Rose paßte mir nicht, und ich wollte mich mit einigen beruhigenden Bemerkungen weiterwenden; da aber stand der Sekund auf, trat fast demütig an mich heran und bat um Entschuldigung wegen seines „aufgelegten Weises“. Dann meinte er, ob ich nicht „a wenig“ in die Stub' kommen möchte, er hätte mich was zu fragen.

In der Stube spielten die drei Kinder mit den Abfällen der Säbelererei, die Sekund für die benachbarte Uhrenfabrik lieferte. Er schickte die zwei größeren Mädchen hinaus und gab dem kleinen etwa dreijährigen Bublen, der auf den Dielen herumrutschte, ein „Solo“ zur Unterhaltung. Dann setzte er sich auf die Bank hinter dem Tische, nachdem er mir einen Stuhl angeboten. Und dann erzählte mir der Sekund die Geschichte seines Grams.

Es war kurze Zeit, nachdem der neue Kaplan ins Pfarrhaus gekommen war. Die Weibervölter des Dorfes waren von einer wahren Weidwut befallen seit dem Einzug des neuen Herrn Kaplan, während der alte Herr Pfarrer nur die reinigen Mannshäuser zu absolvieren hatte, und mehr als einmal, wenn ihm die Weidwüter ausgegangen waren, hinter dem grünen Vorhang des Weidwüterstuhles hervorzutreten mußte, um von den Mäntinnen des Herrn Kaplans einige zu sich heranzuwinken.

Die Christine hielt denn auch einmal die Zeit für gekommen, wo sie berichten sollte, und sie berichtete bei dem jungen Herrn Kaplan. Als sie aus der Straße zurückgekommen war, hatte sie

Wann eine gewisse Aufregung an ihr bemerkt und sie zur Rede gestellt. Zuerst hatte die Christine nicht mit der Sprache herausgewollt; dann aber hat sie dem Sekund alles gesagt. . . .

Wie hierher hatte der Schnippler mir alles ziemlich ruhig erzählt, jetzt aber, als er wiederberga, was seine Frau ihm von ihrer Weidwut beim neuen Kaplan gesagt hatte, packte ihn wieder die Wut. Mit den Knöcheln der geballten Faust schlug er auf den Tisch und schrie so laut, daß der kleine Bub' am Boden erschrak und weinend zur Türe hinauslief:

„Wa' het das Kaplantli si Nase in mi Familisache ni g'stecke? der Dummerwetter?! Wa' geht des bene a'?!“

Die Zornesader auf der Stirn war dem Wütenden blau angeschwollen. Als ich ihn wieder einigermaßen zur Ruhe gebracht hatte, war es ihm schließlich möglich geworden, mir zu sagen, worum es sich eigentlich gehandelt hatte.

Der neue Herr Kaplan hatte des Sekunds Frau im Weidwüterstuhl gefragt, weshalb sie seit drei Jahren kein Kind mehr gehabt. Die Christine hatte dem Kaplan geantwortet, daß das letzte Kind ihr fast das Leben gekostet, daß sie eine schwere Operation durchgemacht und daß der Professor in Freiburg ihr gesagt, sie dürfe keine Kinder mehr haben, das wäre ihr Tod. Der junge eifrige Kaplan aber hatte ihr in heißen Flüsterworten eine solche Strafpredigt über die Verwerflichkeit ihres jetzigen Ehelebens gehalten, daß nicht weniger sei, als eine sündhafte Aufsehung gegen den Willen Gottes, daß die Christine ganz verstört nach Hause kam. Sekund hatte geschäumt vor Wut und hatte sofort ins Pfarrhaus gehen wollen, um den Kaplan zur Rede zu stellen. Aber seine Frau hatte ihn zurückgehalten und ihm das Versprechen gegeben, auch künftig zu beobachten, was der Arzt ihr angeraten hatte. Sekund hatte jedoch mit der Zeit bemerkt, daß die Strafpredigt des neuen Herrn Kaplans bei der Christine doch einen tiefen Eindruck hinterlassen und daß sie ihm das Versprechen, die Ratschläge des Professors zu befolgen, nur gegeben, um ihn für den Augenblick zu beruhigen.

Eines Tages war sie, mit Tränen in den Augen, zu Sekund gekommen. Es war wieder so weit. Sekund hatte eine furchtbare Szene gemacht. Das war an dem Tag, wo ich bei einem Gang ins Tal hinunter, den Streit der Eheleute durchs Fenster gesehen hatte. Schließlich waren sie wieder einig geworden. „Na! Des wurd' au nit so g'fährlich wär“, hatte die Christin lächelnd gemeint, und der gute Sekund hatte sich mit diesem Troste wieder zufriedener gegeben.

Und jetzt lag die Christine, die heiterste und „schaffigste“ junge Frau im Kirchspiel im Totenraum, und ich war auch bei denen, die ihr das letzte Geleit geben wollten. Es war ein früher, rauher Sommermorgen. Ueber hundert Männer und Frauen waren aus dem Dorf und aus den Seitentälern herab oder die weidgenübene Poststraße herauf zum Sterbehause gekommen. Ein kalter Wind pfiff um die schwarzen Felsenanten am Weg und wiegte die langen Tannenäste hin und her, die aus dem dunkeln Verwald über die weiße Straße hingen. In dichten Gruppen standen die Leute beisammen und besprachen leise das Unglück, das den Sekund betroffen. Vom Herrn Kaplan sprach niemand. Um dieses Weidwütergeheimnis mußten nur noch drei Personen. Der Kaplan, der Sekund und ich. Dagegen sprachen die Männer über die als Nachfolgerin in Betracht kommenden „Weidwüter“ und die Weidwüter redeten über die schwere Stellung, welche die künftige Frau Sekunds, die drei Kinder „anzutreten“ hatte, haben würde.

Einige Schritte von den ersten Gruppen entfernt sah ein braunes Aigenerweib auf der niedrigen Wöschungsmauer der Straße. Sie hielt die Hände im Schoß und sah schon zu den am Sterbehause versammelten Leuten hinüber. Zu ihren Füßen saßen zwei in Lumpen gekleidete Kinder.

Alles wartete auf den Kaplan, der an Stelle des alten und kränklichen Pfarrers die Verbrüderung vornehmen sollte. Auch ich war begierig, den neuen Herrn Kaplan zu sehen, denn während meines immer nur kurze Zeit dauernden Aufenthalts im Orte hatte ich ihn noch nie zu Gesicht bekommen. Was ich über ihn gehört, war nicht ungünstig. Er sei „halt a wenig a sanatische“, hieß es; aber trotzdem war er beliebt, so viel ich erfahren konnte.

Während ich mir so meine Gedanken über den Herrn Kaplan machte, kam auf einmal Bewegung in die Menge. Ganz oben, wo die Straße eine scharfe Wöschung um einen Felsvorsprung machte, sah man einen Bublen herablaufen und mit einem Hut winkeln. Auf dieses Zeichen gingen vier Männer eilrig ins Haus, um bald darauf mit dem Sarg auf den Schultern wieder zu erscheinen. Hinter dem Sarg kam ein altes kleines Mütterchen, das so stark schluchzte, daß es ihm die beiden brennenden Kerzen, die es trug, fast aus den Händen schüttelte. Raum war der schwarze Trauersarg auf den Wagen, ein Werner-Wägelchen, mit einem starken Adergaul davor, gehoben, als man oben bei der Straßenrundung eine schwarze Kirchenfahne mit einem weißen Kranz wehen sah. Das war der Wehner, dem der Kaplan mit den zwei Weidwütern folgte.

Jetzt kam auch der Sekund aus dem Hause. Er ging, zwischen seinen zwei Brüdern, wie ein gebrochener Mann. Er schien nichts um sich herum zu sehen. Der Herr Kaplan im Ornat kam nun der Weidwüterversammlung nahe. Er schritt mit erstem gefestem Schritt einher. Als ich ihn sah, begriff ich, daß er Einspruch auf die Frauenwelt hatte. Er war ein großer, wohlgebauter junger Mann mit einem etwas steifen und todsadigen, aber nicht unsympathischen Gesicht. Das Haar quoll leicht geträufelt unter dem schwarzen Wäffchen hervor. Die Art, wie er die Einfügung des Sarges vornahm, und wie er die lateinischen Weidwüter sprach, hatte nichts von der ideo Geschäftsmäßigkeit an sich, mit welcher viele Weidwüter diese Dinge besorgen. Ich hatte erwartet, daß man dem Kaplan vielleicht ansehen würde, daß er sich nicht ganz freisprach von jeder Schuld am Tode der jungen Frau. Aber davon keine Spur. Mit würdigem Ernst las er die Totengebete aus dem Buch vor. Einem der Aigenerjungen, der wohl gerne in das Dorf betteln gegangen wäre, kam das zu langweilig vor. Er drehte die Nase eines Grashalms seinem Bruder in die staumigen Radenhaare und zog daran. Der kleine dunkle Bengel schrie laut auf; die Mutter hielt dem Quälgeist eine Ohrspeige herunter, was dem Empfänger auch einen Schmerzensschrei entlockte. Diese Störung der Feier brachte auch den Sekund aus seinem lethargischen Zustand. Er sah plötzlich seinen Freund vor sich, den Söder seines Ehelebens, den Würber seiner Frau, wie er ihn in seinen aufgereizten Augenblicken schon genannt hatte. Ich las auf seinem Gesicht, daß ich die ganze Zeit über beobachtet hatte, daß der Moment nahe, wo er eine unsinnige Tat vor dem Sarge seines Weibes begehen würde. Aber plötzlich fiel er wieder zusammen, stieß einen tiefen Seufzer aus und fing an zu schluchzen. Dann wandelte er, wie unter einer fremden Gewalt stehend, hinter dem Weidwüterwagen einher, dem der Herr Kaplan mit seiner Begleitung würdig und erhabenen Schrittes vorausschritt. Als der dunkle lange Zug, dem ich — ich weiß nicht weshalb — trotz meiner ursprünglichen Absicht nicht folgen konnte, hinter der Felsenwand verschwunden war, sah ich das alte Mütterchen, eine alte Waise des Sekund, noch mitten auf der Straße vor dem Hause stehen. Sie sah wie geistesabwesend ins Weite. Dann nahm sie die beiden Kerzen, die noch am Straßenrand standen und die der Wind ausgetöfcht hatte. Sie nickte mit dem alten Kopf und fuhr sich mit dem Handrücken über die nassen Augen. Dann ging sie, während sie fast alle zwei Schritte „jo je“ sagte, langsam ins verlassene Haus zurück.

Als ich drei Monate später wieder ins Dorf kam, war das kleine Häuslein drunten am Bach leer. Den Sekund hatten sie bald nach dem Tode seiner Frau geholt und ins Frennhaus gebracht. Er hatte sich „hinterdacht“. In seiner Tobzelle soll er es immer mit einem „neuen Herrn Kaplan“ zu tun haben, der ihn verfolge. Das sei seine Wahnsinn, sagen die Ärzte.